



**FRIEDRICH NAUMANN
STIFTUNG** Für die Freiheit.

Interview

VERSAGEN, WEGSCHAUEN UND NEUE WELTBILDER

**Der Schriftsteller Peter Schneider über
Krieg und Völkermord in Bosnien vor
25 Jahren**

IMPRESSUM

Herausgeber

Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit
Truman Haus
Karl-Marx-Straße 2
14482 Potsdam-Babelsberg

 /freiheit.org

 /FriedrichNaumannStiftungFreiheit

 /FNFreiheit

Verfasser

Michael Roick

Stand

August 2020

Hinweis zur Nutzung dieser Publikation

Diese Publikation ist ein Informationsangebot der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit.

Die Publikation ist kostenlos erhältlich und nicht zum Verkauf bestimmt. Sie darf nicht von Parteien oder von Wahlhelfern während eines Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden (Bundestags-, Landtags- und Kommunalwahlen sowie Wahlen zum Europäischen Parlament).

Versagen, Wegschauen und neue Weltbilder

Der Schriftsteller Peter Schneider über Krieg und Völkermord in Bosnien vor 25 Jahren



Sarajevo,

1992

Copyright: picture-alliance

/

dpa

|

epa

In diesem Sommer jährte sich das schwerste Kriegsverbrechen in Europa seit Ende des Zweiten Weltkriegs zum 25. Mal: der Genozid an über 8000 Bosniaken in Srebrenica im Juli 1995 durch bosnisch-serbische Soldaten.

„Bosnien“ war schon zuvor, wie die Historikerin Marie-Janine Calic schreibt, zur „Chiffre einer extremen Brutalisierung des Krieges“ geworden. Die mit dem Unwort der „ethnischen Säuberung“ verbundenen Verbrechen, die von Massenhinrichtungen und -vergewaltigungen bis zu Folter und Verstümmelungen reichten, erlangten eine schier unvorstellbare Dimension. Am bitteren Ende waren rund 100.000 Tote, unzählige Verletzte und über zwei Millionen Vertriebene zu beklagen.

Sicher, das UN-Kriegsverbrechertribunal in Den

Haag hat die Haupttäter verurteilt und die Verbrechen dokumentiert. Und in den Gedenkreden anlässlich der Massaker vor 25 Jahren in Srebrenica wurde erneut die weitere strafrechtliche Aufarbeitung sowie die Erinnerung an die Verbrechen angemahnt und beschworen. Doch von Versöhnung sind die ex-jugoslawischen Völker weit entfernt. Bis heute hinterlassen die fast ein Jahrzehnt währenden Jugoslawienkriege viele offene Fragen und vor allem ein beschämendes Bild internationaler Handlungsunfähigkeit und –unwilligkeit.

Der Schriftsteller, Autor und Publizist Peter Schneider hat sich in den 90er Jahren intensiv mit den Kriegen auf dem Balkan befasst und frühzeitig Position bezogen: nicht für eine bestimmte Volksgruppe, sondern für die Zivilbevölkerung, die

auf bosnisch-muslimischer Seite am meisten bedroht war: Knapp 70 Prozent der zivilen Todesopfer des Bosnienkriegs waren laut Angaben des Jugoslawien-Tribunals der Vereinten Nationen Bosniaken.

In seinem jüngst erschienenen Essayband „Denken mit dem eigenen Kopf“ (2020), der Texte aus drei Jahrzehnten versammelt (1989-2020), die jeweils mit aktuellen Kommentaren versehen sind, kommt dem Kapitel „Krieg in Europa“ eine besondere Bedeutung zu. Gleich im ersten Beitrag (Mai 1993) unter der Überschrift „Die serbische Barbarei und die unsere“ verurteilt der Autor die allenthalben anzutreffende bequeme Haltung eines „händeringende(n) Zuschauen(s) beim Völkermord“, und es komme einer „moralischen Perversion“ gleich, wenn jene, die sich angesichts der offensichtlichen Barbarei für eine militärische Intervention zum Schutz der Zivilbevölkerung einsetzen, als „Bellizisten“ und „Militaristen“ hingestellt würden.

In dem folgenden Interview schildert der Autor wie sich seine Gedankenwelt aufgrund ganz persönlicher Erfahrungen als Beobachter vor Ort im belagerten Kessel Sarajevo verändert hat. Ergänzende Auszüge aus bisher unveröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen vermitteln ein plastisches Bild der damaligen Geschehnisse.

Interviewer: Michael Roick

Herr Schneider, in einem aktuellen Kommentar zu Ihrem Artikel aus dem Jahr 1993 „Die serbische Barbarei und die unsere“ schreiben Sie, dass dieser zu einem „Wendepunkt“, zu einem „Point of no return“ für viele Ihrer späteren Interventionen geworden sei wie auch zum „Ausgangspunkt von dauerhaften Feindschaften im deutschen Feuilleton“. Können Sie die damalige mental-ideologische Gemengelage in Deutschland etwas näher beschreiben?

Die Nachkriegslehre „Nie wieder Krieg!“ hat auch heute nichts von ihrer Wucht verloren. Dieser eine Satz formulierte den Konsens, auf den sich die Kriegs- und Nachkriegsgeneration einigen konnte. Es war nie meine Absicht, und ist es auch heute nicht, die Wichtigkeit und Notwendigkeit dieser Lehre zu bestreiten. Wenn aber jemand Anfang der neunziger Jahre in Deutschland zu bedenken gab, der Satz sei erstens unvollständig und verwische zweitens den Unterschied zwischen den Tätern und den Opfern, kann man sich vorstellen, welche Verstörung und auch Wut diese Kritik auslöste.

Schon der Hinweis, es hätte besser heißen müssen: „Nie wieder Aggression, nie wieder Rassismus, nie wieder Überfall...“ machte einen als Bellizisten verdächtig. Dabei war doch klar, dass die Völker, über die die Deutschen hergefallen waren, aus dieser Erfahrung schwerlich denselben Schluss ziehen konnten wie die Deutschen. Natürlich würden sie sich im Fall einer neuen deutschen Aggression verteidigen, also zu den Waffen greifen. Angesichts der ethnischen Vertreibungskriege in Bosnien gewann ich den Eindruck, dass der deutsche Nachkriegskonsens allzu oft als Ausrede dafür diente, vor den Verbrechen an der Zivilbevölkerung die Augen zu verschließen. Meine Erfahrungen in Sarajevo – eine damals unbewaffnete und völlig wehrlose Stadt, die drei Jahre lang von einer nationalistischen serbischen Miliz beschossen wurde – verfestigten sich zu der Überzeugung, dass hier nichts helfen würde als eine internationale militärische Intervention. Das war neu für mich und warf meine bisherigen eher pazifistischen Überzeugungen über den Haufen – selbstverständlich war ich selber auch durch den oben beschriebenen Nachkriegskonsens geprägt.

Gab es auch zustimmende Reaktionen?

Ausdrücklichen Beifall zu meinem Essay bekam ich nur von Marie-Luise Beck und Ralf Fücks von den Grünen, von Dany Cohn-Bendit, André Glucksmann und Bernard Henry Lévy. Mike Levitas, der den Artikel auf der damals von ihm betreuten Meinungsseite der New York Times herausbrachte, nannte ihn das beste „op-ed“ des Jahres. Die meisten Gegner begnügten sich mit Schmähungen wie Bellizist, Kriegstreiber, Renegat etc.

Es gab aber noch einen anderen Grund für meinen Sinneswandel. An den Reaktionen fast der gesamten linken und liberalen deutschen Öffentlichkeit auf die polnische Streikbewegung Solidarność und auf den Putsch des Generals Jaruzelski hatte ich beobachtet, wie die Beschwörung des Friedens und des Weltfriedens zum Unterdrückungsinstrument gegen eine legitime Freiheitsbewegung wurde. Tatsächlich hatte ich mich schon vor meinen kritischen Überlegungen zum deutschen Nachkriegskonsens mit dem Satz „Es gibt nichts Wichtigeres als den Frieden“ auseinandergesetzt, obwohl er von meinem Idol Willy Brandt stammte¹. Der Anlass dazu waren die Kommentare von Rudolf Augstein, Theo Sommer und von Helmut Schmidt. „Wir bedauern, dass dies

¹ s. den Beitrag von Peter Schneider „Warnung vor diesem Frieden“, in: Kursbuch 68, 1982

(der Putsch von General Jaruzelski) notwendig wurde“, sagte der deutsche Kanzler, als er bei einem Besuch in der DDR aus dem Zug stieg. Er hätte ja sagen können, wir bedauern, dass dies – der Putsch – geschehen ist, dass der General nicht mit Solidarność verhandelt hat etc. Aber nein, er sagte, dass dies - der Putsch - „notwendig“ gewesen sei und stellte sich damit ohne Not auf die Seite des putschenden Generals.

Ähnliche Äußerungen hat Helmut Schmidt, bekanntlich der Lieblingskanzler der Deutschen, zur Protestbewegung auf dem Tian'anmen-Platz von sich gegeben. Ich füge hier nur an, dass der Mut und die Beharrlichkeit der Solidarność-Bewegung in meinen Augen entscheidend zum Fall der Mauer beigetragen hat – eine Meinung, die ich genauso wenig beweisen kann wie Helmut Schmidt die seine. Dass ein zunächst einmal unverdächtiges Prinzip wie die Verteidigung des Friedens zu einem Repressionsinstrument verkommen kann, wusste ich durch den Austausch mit meinem Freund Thomas Brasch, der mir an vielen Beispielen illustrierte, wie jede noch so kleine demokratische Regung in der DDR mit der Mahnung „Du bist doch auch für den Frieden, oder?“ abgewürgt wurde.

Fortsetzung des Interviews auf S. 7

Peter Schneider hielt sich im Januar 1994 auf Einladung von *Reporters sans frontières* in Sarajevo auf, um dort mit einem bosnischen Lokalsender einen Dokumentarfilm zu drehen. Die in einem Kessel liegende Stadt war zu dieser Zeit täglich unter vielfältigem Feuerbeschuss. Rückblickend schreibt er, „dass wohl nichts mein bisheriges Weltbild derart verändert, ja umgestoßen hat wie mein Besuch in Sarajevo.“ Auf die Frage, was genau diese Veränderung bewirkt habe, verweist er im Interview auf bisher unveröffentlichte Tagebuchaufzeichnungen: Zwei längere Einträge vom Januar 1994 machen deutlich, wie sich seine eigene Sichtweise veränderte.

Tagebucheintrag 13.1.1994.

„Die Toten von Sarajevo erobern Meter für Meter die Stadt. Auf den Friedhöfen ist kein Platz mehr. Die Lebenden haben die Kinderspielplätze, die Parks, das Fußballstadion geräumt und dort ihren Toten Platz gemacht. Das Fußballstadion, nahe der Olympiaanlage, ist zu drei Vierteln mit Gräbern bedeckt. Die Lebenden sagen, es wird bald überfüllt sein. Die Mathematik des Todes gehorcht einer simplen Hochrechnung: Seit Jahresbeginn hat das aus vielen

hundert Rohren speiende Ungeheuer auf den Bergen, das täglich Menschenopfer fordert, ca. 200 Bürger der Stadt vernichtet. Drei - bis viermal so viel wurden verletzt.

Der Ausdruck „verletzt“ muss erklärt werden. Er meint selten Wunden, die geheilt werden können. Im Regelfall zerschmetterte Hüften, zerfetzte Arme und Beine, abgetrennte Finger und Hände. Wenn es so weitergeht - und nach der Meinung aller, die ich sprach, wird es auf unabsehbare Zeit so weitergehen - macht das im Jahr 3000-5000 Tote, drei- bis viermal so viel Verletzte. Wohin mit all den Toten? In den städtischen Parks, deren Bäume längst verheizt worden sind - selbst die Wurzeln sind ausgegraben -, sieht man überall schmucklose, in den Boden gerammte Pfähle. Inzwischen dringen die Toten weiter vor, ins asphaltierte Stadtzentrum. Sie besetzen den Vorgarten vor dem Bürgerhaus, das Rasenstück neben der Garage, die öffentlichen Plätze. Selbst an den Totenfeiern können die Lebenden nur unter Todesgefahr teilnehmen. Offene Räume sind für die Sniper Übungsplätze, an denen sie ihre Zielfernrohre testen - am lebenden, am rennenden Objekt. Für einen Volltreffer, so erzählen hier die Leute, gibt es zwischen 400-500 DM Prämie.

Jeweils zehn der Trauernden rennen zu dem ausgehobenen Grab, murmeln hastig ihren letzten Gruß, werfen ihre Blumen auf das Grab, rennen zurück, um der nächsten Zehnergruppe Platz zu machen. Einen der sichersten, gleichzeitig gefährlichsten Arbeitsplätze in der Stadt haben die Totengräber. Ein Totengräber hebt am Tag 1,30 Kubikmeter aus, und der Bedarf steigt. Da er im offenen Raum arbeiten muss, ist er ständig im Visier der Zielfernrohre. Seit Beginn des Krieges hat der Drache auf den Bergen - nach den Angaben der Einwohner - etwa 10000 Menschen verschlungen, darunter 2000 Kinder.

In Sarajevo ist der Reporter den Ereignissen in mancher Hinsicht ferner als vor dem Fernseher zuhause. Das Risiko, von einer Granate oder einem Sniper erwischt zu werden, ist allgegenwärtig - es gibt keinen sicheren Platz in der Stadt. Der seltsame Gewinn, den die Nähe verschafft, ist Orientierungslosigkeit. Was der heimische Fernseher leistet und in Sarajevo fehlt, ist die Interpretation der Ereignisse, die Übersicht. Alle paar Minuten sind Detonationen zu hören, Schüsse. Es ist unmöglich zu erraten, aus welcher Richtung sie kommen, ob, wen und wie viele sie treffen, ob man sich ducken oder

rennen soll. Das hörbare Fluggeräusch einer Granate vor dem Einschlag dauert drei bis vier Sekunden. In dieser Zeit kann man 10 bis 20 Meter laufen, aber in welche Richtung? Es sind abstrakte Geräusche, an die man sich bereits am ersten Tag gewöhnt, wissend, dass sie für zwei, drei oder fünf Menschen womöglich die letzten waren, die sie hörten - unrhythmischer als Blitz oder Donner, ebenso unbeeinflussbar. Erst einen oder zwei Tage später als die europäischen Fernsehteilnehmer erfährt man hier, wo und wie viele Menschen zerfetzt worden sind. Aber man zählt in Sarajevo anders.“

Tagebucheintrag 12. 1.1994.

„An diesem Tag melden die Nachrichten vier Tote. Am gleichen Tag finden sich an einem Tisch in Sarajevo drei Leute mit anderen zusammen und erzählen. Einer, ein amerikanischer Korrespondent, hat bei seiner Fahrt zu einer Recherche eine junge, von einer Granate zerfetzte Frau von der Straße aufgelesen, sie starb im Krankenhaus. Sein französischer Kollege hat einen alten Mann tot auf einer Brücke gefunden. Eine bosnische Journalistin hört am Telefon, dass ein Verwandter von einem Sniper getötet worden ist. Die drei sind an diesem Tag - zufällig, sagt man wohl - Augen- und Ohrenzeugen von drei Todesfällen geworden - und insgesamt, so fragen sie sich verwundert und nur halb interessiert, sollen es nur vier gewesen sein? Die Nachrichten sind wesentlich fiktiver als die Erlebnisse. Nicht die Zahl der Toten interessiert in Sarajevo, sondern ihre Namen. Die Politiker und die Zubereiter für die Fernsehnachrichten fragen nach der Quote. Solange es nur fünf oder zehn am Tag sind, so muss das Kalkül wohl lauten, ist die Lage stabil.

Was die Frage des Eingreifens angeht, können sich die Europäer die Anstrengungen des Lügens sparen. Niemand hier in Sarajevo erwartet irgendetwas von den Europäern außer Päckchen. „Das ist die Nato“, heißt es höhnisch, wenn ein nicht identifizierbares Flugzeug über den Wolken der Stadt zu hören ist. Der Witz ist zu schal und zu alt, als dass er noch zum Lachen reizte. „Sie hatten zwei Jahre Zeit, uns zu Hilfe zu kommen. Jetzt wissen wir Bescheid. Wir sind abgeschrieben“. Die entschlossenen Reden der westlichen Staatsoberhäupter auf dem NATO-Gipfel in Brüssel wurden hier nach einem einfachen Schlüssel decodiert. Den Drohungen mit einem „Airstrike“, die der westlichen Presse Schlagzeilen wert war, fehlte eine Kleinigkeit namens Ultimatum. Die einzige Botschaft aus Brüssel, die in Sarajevo gut vernehmbar war wie

ein Granateneinschlag, war das Wörtchen „wenn“: „Wenn Sarajevo von den serbischen Belagerern stranguliert wird, dann wird der Natobeschluss vom August 1993...“ Wes Magen voll ist, kann wenigstens darüber lachen. Den Conditionalis der Nato-Herren hat der tägliche Terror aus den Bergen über Sarajevo längst ins Perfekt übersetzt. Es gibt kein Wasser, kein Licht, nichts zu fressen, jeder Erwachsene hat 10 bis 20 Kilo abgenommen - der fünfzigjährige Koch in der jüdischen Gemeinde, den ich heute interviewte, ist der dünnste Koch, den ich je sah, er hat das Gewicht eines Knaben. Und jeder weiß, dass Sarajevo, das elende Lieblingskind der internationalen Presse, im Vergleich zu anderen bosnischen Städten wie Mostar, Tuzla, Vitez und namenlosen Dörfern, in denen Menschen längst Hungers sterben und Frauen, Kinder, Greise wegen des Verbrechens, der falschen Ethnie anzugehören, bei lebendigem Leib zerstückelt werden, ein Schlaraffenland ist. Warum sind die Europäer nicht wenigstens ehrlich? Warum geben sie nicht zu, dass ihnen die Menschenrechte in Bosnien-Herzegowina nicht das Leben eines einzigen Soldaten wert sind? Darüber, immerhin, ließe sich ja reden, sagen meine Gesprächspartner. Obwohl es nicht ganz einfach sein wird, euren Kindern zu erklären, warum die 12 oder 15 mächtigsten Nationen der Erde sich außerstande sahen, einem großmäuligen, schlecht ausgerüsteten Psychopathen, der ständig mit dem 3. Weltkrieg droht, in den Arm zu fallen. Sicher, wahrscheinlich werdet ihr eine Erklärung finden. Weniger wahrscheinlich ist, dass wir diese höchst interessante Erklärung überleben.

Niemand, den ich hier treffe, hat irgendeine Hoffnung. Niemand verspricht sich von einem Artikel, den ich schreibe oder den ein anderer schreibt, irgendeine Wirkung. Man lernt in Sarajevo, dass bloße Anwesenheit, Zeugenschaft, Mitleiden, das nichts ändert, als ein Geschenk angenommen wird.

25 Jahre nach der Tragödie von Srebrenica sagt Adana Dieng, VN-Sonderberater für die Prävention von Genoziden in New York: „Wir erkennen an, wie die internationale Gemeinschaft und auch unsere eigene Organisation daran scheiterte, diese Tragödie zu verhindern.“ Haben Sie den Eindruck, dass die internationale Staatengemeinschaft aus diesen Ereignissen gelernt und hinreichende Konsequenzen gezogen hat?

Die Gründung des Internationalen Strafgerichtshofs in den Haag war eine der wichtigsten Reaktionen der internationalen Gemeinschaft auf die ethnischen Säuberungen im ehemaligen Jugoslawien. Ich habe mit Gefolterten aus der Türkei, aus Bosnien und aus Syrien gesprochen. Ebenso schlimm wie die Folterungen selber ist für die Opfer der Misshandlungen das Gefühl, dass niemand außerhalb der Folterkeller von diesen Untaten erfährt und die Täter in der Gewissheit handeln, dass sie nie für ihre Verbrechen zur Verantwortung gezogen werden und mit den Gefangenen machen können, was sie wollen. Diese Gewissheit ist durch die Ergebnisse der Strafverfahren in Den Haag erschüttert worden; umso unbegreiflicher ist es, dass die Institution inzwischen aufgelöst wurde.²

Sie notieren in Ihrem Buch, dass es über die gesamte Zeit der Balkankriege auch unter den Intellektuellen kaum eine deutsche Stimme von Gewicht gegeben habe, die hier Partei ergriffen hätte. Wie ist das zu erklären?

Ja, es hat wenige, allzu wenige deutsche Stimmen zu der ethnischen Raserei im ehemaligen Jugoslawien gegeben. Der wichtigste Grund dafür ist in meinen Augen die unvollständige und einseitige Lehre aus der deutschen Vergangenheit. Hätte es – frei nach Amos Oz – geheißen: Nie wieder Aggression, Rassismus, Überfall, dann hätte es gerade in Deutschland ganz andere Reaktionen geben können, geben müssen. Wären nicht gerade die Deutschen gehalten gewesen, angesichts von rassistischen Potentaten wie Milošević und Karadžić eine historische Reminiszenz zuzulassen: Halt, das erinnert uns an etwas. Diese Menschenschlächter sind natürlich nicht Hitler, aber sie tun etwas Ähnliches – nein, nicht dasselbe, aber doch etwas irgendwie Vergleichbares, etwas, dem

gerade wir Deutsche mit allen Mitteln Einhalt gebieten müssen. Natürlich war es viel bequemer, von einem ganz normalen Bürgerkrieg zu sprechen, in den man sich nicht einmischen dürfe.

Das Tribunal in Den Haag hat in der Frage, wer in diesem sogenannten „Bürgerkrieg, in dem man nicht Partei ergreifen dürfe“ (Heide Simonis), welche Verantwortung trägt, Klarheit geschaffen. Von den insgesamt 161 Angeklagten wurden 90 rechtskräftig verurteilt – darunter 62 Serben; die meisten von den 24 weiteren Verurteilungen galten Kroaten, der einstellige Rest Kosovo-Albanern, bosnischen Muslimen, Montenegrinern und Mazedoniern. Der Massenmord in Srebrenica, der etwa 8000 Muslime das Leben kostete, wird nach allen verfügbaren Quellen eindeutig den Serben von Karadžić angelastet. Peter Handke hatte in seinem „Bericht“ nicht etwa die Serben, sondern die Medien angeklagt: Seht Ihr nicht, wie mediengerecht die Gemarterten und Vergewaltigten ins Okular des Fotoreporters blicken... Bei dem viel zu spät erfolgten NATO-Angriff gegen Milošević meldete Handke sich zurück mit dem Statement, die NATO habe „ein neues Auschwitz angerichtet.“ Von den gesetzmäßig verunglückenden Auschwitz-Vergleichen war dies wohl einer der verrücktesten.

Sollte man nicht glauben, dass beim Stichwort „Ethnische Säuberung“, das die Gesellschaft für Deutsche Sprache 1992 zum „Unwort des Jahres“ kürte, alle Alarmglocken ertönen, zumindest bei Intellektuellen? Warum gab es keine Aufrufe, kein Manifest, keine unüberhörbare Demonstration mit der Forderung, die Zivilbevölkerung zu schützen?

Da viele die Kommentare in der deutschen Öffentlichkeit zum Bosnienkrieg vergessen haben dürften oder zu jung waren, um sie zu verfolgen, möchte ich hier das Stimmungsbild durch ein paar Zitate aus den frühen neunziger Jahren illustrieren. Die deutsche Friedensbewegung konnte sich nicht auf eine gemeinsame Resolution zum Krieg in Bosnien einigen. Stattdessen fiel einer Sprecherin beim traditionellen Ostermarsch das Folgende dazu ein: „Seit 14 Uhr befindet sich Deutschland im Krieg. Dies ist der Tragödie dritter Teil.“

Die Empörung galt nicht etwa den Schlächtern in Bosnien, sondern den AWACS-Einsätzen der Bundesluftwaffe in Bosnien, die dort unter UNO-Aufsicht Aufklärungsflüge durchführte. Die Erhaltung des alten Weltbildes – die Fixierung auf einen angeblichen deutschen Militarismus – war wichtiger als der Massenmord in der Mitte Europas. Der deutsche PEN sagte seine Teilnahme an der in

² Anmerkung MR: Der Internationale Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien stellte Ende 2017 seine Tätigkeit ein. Noch abzuschließende bzw. neue Verfahren liegen in der Verantwortung der Nachfolgeinstitution, dem Mechanismus für Internationale Strafgerichte (MICT).

Dubrovnik geplanten internationalen PEN-Konferenz ab mit dem lyrischen Bescheid, es gelte jetzt, „der Freiheit des Wortes die geeigneten Bedingungen zu schaffen“. Die dafür nötigen Gespräche seien „besser an einem Ort außerhalb des ehemaligen Jugoslawien mit seiner heillosen und tragischen Gegenwart“ (sic!) zu führen. Statt unter den Augen der Weltöffentlichkeit gegen Tudjmanns gleichgeschaltete Presse das Wort zu ergreifen, traf man sich auf der Insel Hvar zu „literarischen Soirees“. Dort sollte es dann, nach den Worten des deutschen PEN-Präsidenten gelingen, „frei von möglicherweise falschen Parteinahmen“, ein „Zeichen des Friedens zu setzen.“

Gab es damals in Deutschland nicht auch andere Stimmen?

Die einzige Gruppe in Deutschland, die ihre Empörung über die entsetzlichen Nachrichten aus Bosnien auf die Straße getragen und in eine mutige Hilfsaktion für die Opfer der Massenvergewaltigungen übersetzt hat, sind Frauen aus der Partei „Die Grünen“ gewesen. Ein guter Teil der Intelligenz erschöpfte seine Energien darin, vor einer Beteiligung deutscher Bodentruppen an einem eventuellen UNO-Einsatz in Bosnien zu warnen, der gar nicht zur Debatte stand. Helmut Kohl und Volker Rühle waren sich ja in diesem Punkt mit der Linken durchaus einig: deutsche Soldaten, „unsere Kinder“ stehen aus historischer Verantwortung nicht zur Verfügung. Man fragte sich nur, warum die Kinder der anderen, von den Deutschen seinerzeit überfallenen Nachbarvölker, der Franzosen, der Belgier, der Engländer zum Beispiel, für diese Aufgabe zur Verfügung stehen sollten. Waren deren Eltern etwa weniger besorgt um das Leben ihrer Kinder, kannten sie die Schrecken des Krieges nicht so gut wie die Deutschen?

„Wir stehen hier für eine der besten Traditionen: Krieg ist kein Mittel der Politik“, rief der SPD-Abgeordnete Günter Verheugen. „Wir Deutschen wollen keinen Krieg,“ sekundierte seine Parteifreundin Heidemarie Wiezcorek-Zeul in einer Talkshow. Und die anderen, die kein anderes Mittel als die Intervention sehen, „wollen“ die den Krieg? Tatsächlich ist der Anspruch auf eine deutsche Sonderrolle, auf eine moralische Vorbildfunktion der Deutschen nicht zu überhören. Exemplarisch wurde er von Horst Eberhard Richter, einer Leitfigur der Friedensbewegung, in einem Fernsehgespräch formuliert: Gerade die Deutschen, sagte der Professor, hätten aus ihrer besonderen historischen Verantwortung die Chance, der Welt vorzuleben,

dass die heutigen Probleme durch Krieg nicht mehr zu lösen seien.

Aber haben so nicht viele gedacht?

In der Hitze eines Streits mit einem Interventionsgegner, der gerade seinen 60. Geburtstag gefeiert hatte, ließ ich mich zu der Frage hinreißen, ob es für einen Deutschen irgendeinen Wert gebe, der notfalls mit dem Einsatz des eigenen Lebens verteidigt werden müsse. Statt einer Antwort summte er mir ein Nazi-Lied vor, in dem das Blutopfer für Volk und Vaterland gefeiert wurde. Er hatte es noch in der Schule lernen müssen. Das gesummte Argument schien keines weiteren Kommentars zu bedürfen. Mit solchen Parolen hatte der Lebensverächter mit dem Schnauzbart die Deutschen in einen mörderischen Krieg geführt, der 50 Millionen Menschen das Leben gekostet hatte.

Marek Edelman, der letzte überlebende Kommandant des Aufstands im Warschauer Ghetto, sagte am 50. Jahrestag dieses Aufstands: „In Bosnien gibt es Massenvernichtungen, und Europa verhält sich so ähnlich wie damals gegenüber den Ghettokämpfern“. Wenn ein überlebendes Opfer des Nazi-Massakers in Warschau einen solchen Vergleich zieht, dann nehmen sich die Warnungen der schuldbeflissenen Deutschen vor derartigen Vergleichen einigermaßen merkwürdig aus. Schon die Aufregung, die Hans Magnus Enzensbergers Vergleich zwischen Saddam und Hitler auslöste, ließ sich eigentlich nur durch eine Art negativen deutschen Größenwahn erklären: wie kann es jemand wagen, diesen hergelaufenen, schnauzbärtigen Araberscheich mit unserem unvergleichlichen Monster Hitler zu vergleichen!

Auch die Meinung, man wisse ja in Bosnien nicht, wer Freund und Feind sei, erwies sich als schwache Ausrede für Untätigkeit. Soviel ist bekannt: nicht nur die Serben, sondern in geringerem Ausmaß auch die Kroaten und in Einzelfällen auch die Moslems führten in ihren angestammten oder eroberten Gebieten ethnische Säuberungen durch. Es ist für die Europäer nie darum gegangen, sich zwischen den Serben, den Kroaten und den Muslimen zu entscheiden. Die Parteinahme konnte immer nur den Opfern der Aggression gelten: der Zivilbevölkerung auf allen Seiten. Die erste und wichtigste Aufgabe einer europäischen Intervention wäre es gewesen, die Kriegsparteien auseinanderzuhalten und am weiteren Morden zu hindern.

Peter Schneider



Copyright: Franziska Hauser

geboren 1940 in Lübeck, wuchs in Freiburg auf, wo er sein Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie aufnahm. Er gehörte zu den wichtigsten Köpfen der 68er-Bewegung. Seine Erzählung „Lenz“ wurde damals zum Kultbuch. Neben Erzählungen schrieb er Romane, Drehbücher und Reportagen sowie Essays und Reden. Zu seinen wichtigsten Werken zählen neben „Lenz“ (1973), „Der Mauerspringer“ (1982), „Paarungen“ (1992), „Rebellion und Wahn“ (2008), „Die Lieben meiner Mutter“ (2013) sowie „Club der Unentwegten“ (2017). Sein aktuelles Buch „Denken mit dem eigenen Kopf“ (2020), das erstmals Essays aus den letzten 30 Jahren versammelt, beschreibt er selbst als „eine Art Bildungsroman meines Verstandes“. Es geht um historische Wendepunkte, eigene Irrtümer und die Verabschiedung alter Gewissheiten.

